fehlte jeder moderne Komfort. Ein anderer Nachteil war der, daß uns die Hausmeisterin an Regentagen unsere Post nicht brachte. Und wenn man abends spät heimkam, mußte man stundenlang läuten, denn sie hatte einen gesunden Schlaf. Daher zogen wir bald in eine bessere Wohnung um.

Vom ersten Tag an liebte ich diese neue Wohnung, die hell, geräumig, komfortabel, modern war und im 13. Arrondissement lag, an der Ecke der Rue Broca und Rue de la Glacière. Sogar die Hausmeisterin war freundlich und half meiner Mutter, wo sie konnte.

Um mich aber wirklich ganz zuhause zu fühlen, fehlte mir eine Katze, und nicht irgendeine, sondern eine schwarze, im Andenken an unserer schönes Mohrle, das ich in München zurücklassen mußte.

Aber gerade damals gab es im ganzen Viertel keine solche Katze, weder zu kaufen noch geschenkt. Alle meine Bemühungen waren erfolglos geblieben, bis mich eines Tages eine Frau in der Bäckerei ansprach, die sich als Friseuse vom Boulevard Arago vorstellte und ihren schwarzen Kater abgeben , weil er sich mit ihrem Hund nicht vertrug. Diesen Kater nahm ich. Er hieß Bambin, was meine Mutter in "Bimi" änderte. Er war schön, ganz schwarz, ohne ein weißes Haar, und hatte einen sehr lieben Charakter. Während meiner Abwesenheit leistete er meiner Mutter Gesellschaft und bis zum 16. Mai 1940, als ich nicht mehr frei über mich verfügen konnte, hat er mich nicht mehr verlassen. Dann übergab ich ihn österreichischen Freunden, die aber wenig später ihrerseits auch aus Paris fliehen mußten. Ich weiß nicht, was aus meinem armen Bimi geworden ist.

In nächster Nähe der neuen Wohnung war das Hôtel des Terrasses. Es war ein richtiges Künstlerhotel mit Malerateliers und einem einsichtigen Besitzer, der auf die Mietgelder mit engelhafter Geduld wartete. Einige Freunde von uns wohnten dort schon seit Jahren und ohne den Krieg wären sie wohl heute noch dort.

Abgesehen von dem Bohème-Nest Hôtel des Terrasses ist aber die Rue de la Glacière eine Straße von Arbeitern und kleinen Handwerkern. Ein häßliches, aber ungeheuer sympathisches Viertel. Hier wurde mir bewußt, wie taktvoll und verständnisvoll das Volk von Paris ist, was ich nicht von den Bewohnern aller Städte, die ich kenne, sagen würde. Nie werde ich vergessen, wie freundlich und höflich diese Leute meiner kranken und behinderten Mutter gegenüber waren. Alle halfen ihr beim Einkaufen, ohne daß jemals irgend jemand nach ihrem gelähmten Arm gefragt hätte. Sie war hierfür sehr dankbar und begann auch dieses bescheidene Viertel zu lieben.

Wenn das Wetter schön war oder nicht gar zu schlecht, fuhr ich mit dem Rad in die Buchhandlung, worüber sich die Passanten sehr amüsierten, die nicht gewöhnt waren, junge Mädchen mitten in der Stadt auf dem Fahrrad zu sehen, - nur die Boten der Buchhandlungen oder andere Lieferanten benutzten damals dieses Vehikel. Als Garage diente mir der Hof eines Hauses in der Rue de Tournon, der nach Katzen und Ratten roch. Dort traf ich einmal eine Katze, die vor einer riesigen Ratte zurückwich, beide in Verteidigungsstellung.

Die Rue de Tournon und was drumherum liegt, das heißt das Zentrum des 6. Arrondissement, ist eine der Gegenden, die ich am meisten von Paris liebe. Man könnte sie das Bücherviertel nennen, wegen all seiner Dichter, Schriftsteller, Maler, Radierer, Drucker, Buchbinder, Verleger, Buchhändler und Antiquare.

Wenn man von Boulevard Saint-Michel kam, den übrigens nur die Drei-Tage-Touristen "Boul Mich" nannten, dann am Luxembourg-Garten entlang, kam man zum Hotel Foyot, einem sehr hübschen Haus aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, an der Ecke, gegenüber dem Senatsgebäude. Es war ein Luxushotel mit fürstlichen Zimmern und einem der berühmtesten und teuersten Restaurants von Paris. Es gab aber dort auch einige kleine Studentenzimmer unter dem Dach. Rainer Maria Rilke hatte dort lange gewohnt und zu meiner Zeit der Schriftsteller Joseph Roth. Leider existiert dieses schöne Haus nicht mehr. Es wurde 1938 abgebrochen, um der Rue de Vaugirard, einer der wichtigen Durchgangsstraßen, mehr Weite für den wachsenden Verkehr zu geben.

Nach dem Hôtel Foyot - dessen Name dieser Stelle wohl immer bleiben wird, so wie das Cluny ohne Kloster, die Tuilerien ohne Ziegel und der Louvre, in dem keine Wölfe mehr hausen - kommt eine Buchhandlung nach der anderen, zwischen denen sich ein Gemüsehändler, eine Apotheke, ein Friseur und selbstverständlich ein paar kleine Cafés mühsam halten. Auch Antiquitätenhändler oder bessere Trödler gibt es dort, die die verschiedensten Objekte, sowie alte und kopierte Möbel verkaufen, aber auch hier findet man Bücher und nach und nach nehmen auch dort die Bücher überhand.

So ist es eben in dieser Straße.

Die Stadtwache, deren Kasernen und Pferdeställe gegenüber von unserer Philologie liegen, trägt noch zu dem malerischen Charakter dieser echt pariserischen Straße bei, wo jeder Stein seine Geschichte hat. Dafür nur ein Beispiel: Das Haus, in dem unsere Buchhandlung gelegen war, wurde an der Stelle eines Hauses erbaut, das der König François Premier dem Dichter Clément Marot geschenkt hatte - in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Von dem ersten Haus sind noch die alten Kellerräume - oder wenigstens der untere - erhalten.

Etwas weiter nach unten heißt die Rue de Tournon Rue de Seine und wenn man diese hinuntergeht - sie überquert den Boulevard St. Germain - findet man elegantere Buchhandlungen, die hier oft vor Kunstgalerien zurückste-

hen; - davon gibt es alle Sorten, von den ganz verstaubten bis zu den ultramodernen.

Ohne Übertreibung kann ich behaupten, daß ich vor meinen Augen noch jedes Gebäude sehe (leider nur innerlich!), vom Senat bis zum Institut de France, und ich glaube kaum, daß dieses Viertel sich sehr verändert hat, seit ich es verließ. Es hat schon sehr viel mitgemacht! Sicher gibt es jetzt dort weniger Katzen und die wenigen, die noch übrig sind, sind wohl sehr mager, aber ich bin überzeugt, daß auch die wildesten Nationalsozialisten es nicht fertigbrachten, dieser friedlichen Gegend ihren Charakter wahrer Kultur, Ruhe, Wohlbefinden und Freiheit auf immer zu nehmen.

In der Nähe ist die Rue de Furstemberg, ein kleines Gäßchen, das sich zu einem winzigen Plätzchen öffnet, dessen Kandelaber mit je vier - oder sind es fünf? - Armen und altmodischen Glaskugeln ein warmes und intimes Licht verbreiten, besonders an Winter - oder Herbstnachmittagen. Am anderen Ende des Plätzchens erhebt sich ein riesiger roter Koloß: die Abtei St. Germain-des-Prés. Nach rechts findet man die Kirche dieses Namens, während sich links ein ganzes Spinnennetz enger Gassen auftut, deren uralte Häuser sich manchmal gefährlich über die Straße neigen. Die "Hauptstraße" dieses Viertels ist die Rue de Buci, in der ich sonntags immer meine Einkäufe machte.

"Schöne Tomaten, nur 30 sous!"

"Greifen Sie zu, der Vorrat ist fast zuende; komm her, mein Liebchen!"

Der Spaziergänger, der die Rue de Buci entlang geht, die wie ein Bach gekrümmt ist, bis zu diesem stets eng von Menschen besetzten Platz, wo sich die Rue de Buci mit der Rue de l'Ancienne-Comédie vereinigt, und die Rue Dauphine hinuntergeht, wird plötzlich vor der Seine stehen, da, wo ihre beiden Arme sich unter dem Pont Neuf treffen.

Im Mittelalter und bis hinein ins achtzehnte Jahrhundert sahen die Brücken von Paris wie Straßen aus, denn sie trugen Häuser auf beiden Seiten. Heute gibt es noch eine Brücke, auf der Gebäude stehen: das ist der Pont Neuf, an der Spitze der île de la Cité. In der Mitte der Brücke, gegenüber dem berühmten Denkmal von Henri IV, erheben sich zwei Häuser, von diesem König erbaut und ungefähr so, wie sie waren, bis heute erhalten. Diese beiden Häuser - Ziegel, weiß eingefaßt -, deren eines das Geburtshaus von Madame Roland war, der Revolutionärin von 1789, zeigen den Weg zu einem kleinen dreieckigen Platz, der Platz Dauphine.

In diesem Platz erblicke ich die Quintessenz von Paris, denn er vereint in sich die meisten der sichtbaren und unsichtbaren Elemente, die diese Stadt von allen anderen Städten unterscheidet. Trotzdem gibt es sehr viele Pariser, die diesen Platz nie gesehen haben und dabei höchstens an die Porte Dauphine denken - eine Métro-Station am anderen Ende der Stadt, die an der

Stelle eines heute verschwundenen Tores errichtet wurde -, jedoch haben Liebhaber diesen Platz oft besungen. Wollte man alles zusammentragen, was über die Geschichte, den Geist, den besonderen Reiz der Place Dauphine geschrieben wurde, könnte man einen dicken Band füllen. Sehen wir nur, was Gérard de Nerval uns vor hundert Jahren berichtet:

"...Nichts gleicht diesen Häusern des siebzehnten Jahrhunderts, von denen die Place Royale - das war der alte Name der Place des Vosges - so herrliche Beispiele bietet... Es gibt aber noch einen anderen Platz in Paris, der einen nicht weniger durch seine schöne Anordnung befriedigt und der im Dreieck ungefähr dem entspricht, was der andere Platz im Viereck ist. Er wurde unter Heinrich dem Großen erbaut, der ihn Place Dauphine nannte und man bewunderte damals die Geschwindigkeit, mit der das freie Terrain der Jourdaine-Insel bebaut wurde. Diese Invasion war ein gewaltiges Mißvergnügen für die Schreiber, die sich hier lauthals unterhielten, sowie für die Advokaten, die hier ihre Plädoyers vorbereiteten, auf diesem grünen und blühenden Spaziergang, nah dem scheußlichen Hof des Justizpalastes."

Wir wollen aber noch einmal zur Rue de Tournon zurückkehren.

Jeden Mittag verließ ich die Buchhandlung, um zu Hause zu essen. Obwohl sie seit der ersten Zeit ihrer Ehe nicht mehr selbst gekocht hatte, und ungeachtet ihres kranken Armes ließ es sich meine Mutter nicht nehmen, sich delikate und immer neue Gerichte auszudenken. Bimi der Kater war auch bei Tisch zugegen, - er saß auf einem dritten Stuhl, und wenn er etwas besonders Gutes roch, machte er ganz leise miau und legte seine Pfote auf meinen Arm. Dabei schaute er mich lieb an. Aber er stahl nie etwas. Er kam nie aus der Wohnung heraus, aber er saß stundenlang am Fensterbrett und betrachtete die Leute auf der Straße. Sobald er mein Fahrrad erblickte, lief er zur Tür und so wußte meine Mutter, daß ich kam.

Abends kam ich meistens sehr erschöpft nach Hause, fast zu müde um trotz meines Hungers etwas zu essen. Aber nach zwei Stunden war ich wieder obenauf und dann ging ich aus, entweder allein oder mit meiner Mutter oder ich fing wieder an zu arbeiten (Übersetzungen oder ähnliches, um meine Einkünfte zu erhöhen), oder ich las, nähte oder schrieb Briefe.

Es gab aber eine Periode, in der ich sehr wenig zu Hause war: Das war 1935, als Zerbe in Paris lebte, im Hôtel des Terrasses.

Wir waren alte Freunde aus der Münchner Zeit. Als eine der ersten hatte meine Mutter sein Talent erkannt, als er noch sehr jung und völlig unbekannt war und in seinen Anfängen. Die Neue Sachlichkeit, die damals Mode war, zog ihn zunächst an, aber kurz danach ließ er wieder davon ab. Das Charakteristische dieses Stils war, daß man auf dem Bild absolut alles, was man sah, wiedergab - ganz Unbedeutendes ebenso genau wie das Wesentliche. Es war auch nicht erlaubt, durch die jedem Objekt zukommenden Lichter oder

Schatten das Bild zu interpretieren. Es war ein neuer Positivismus, eine Reaktion sowohl auf den längst vergangenen Impressionismus wie auch auf den Expressionismus, der gerade dem Ende seiner stürmischen Laufbahn entgegenging.

Zu der Zeit, als Zerbe dieser Neuen Sachlichkeit huldigte, sagte ein junges Mädchen, dem er gerade den Hof machte, zu mir:

"Wenn Zerbe mein Porträt malen möchte, werde ich mein Blumenkleid anziehen, - da hat er dann Arbeit!"

Darüber war ich sehr erschrocken, denn zu so einer Bosheit wäre ich selbst nicht fähig gewesen, bestimmt nicht damals, als ich siebzehn Jahre alt war.

Zerbe besuchte uns öfters, und es existierte von Anfang an eine große Sympathie zwischen uns. Kurz vor meinem Abitur wäre aber beinah Ernst daraus geworden, denn da verliebten wir uns plötzlich ineinander. Ich sehe mich noch, wie ich in meinem graublauen Regenmantel und mit einer Baskenmütze in seinem eisigen Atelier saß und wir das Problem unserer Freundschaft diskutierten, das uns sehr schwerwiegend erschien, besonders mir, denn ich war damals sehr "seriös".

Aber nach dem Fasching und nach dem Abitur wurde die Trennung, die wir uns zunächst für eine bestimmte Zeit auferlegt hatten, langsam definitiv.

Sieben Jahre später kam Zerbe, nachdem er schon einige Jahre in Amerika verbrachte hatte, nach Paris und besuchte uns.

Zuerst schien es, als ob von unserer alten Freundschaft nichts übrig wäre, aber das änderte sich bald. Wir fühlten uns wieder zueinander hingezogen, und wie damals gab es auch jetzt ein "nein" - Hindernisse: er selbst war mit einer Amerikanerin befreundet, die bald nach Paris kommen , und ich liebte noch meinen Freund Kurt und ihn nicht betrügen. Ich besitze heute noch eine symbolische Zeichnung, die Zerbe damals in Paris für mich machte, mit einem Dampfschiff, dessen Maste die beiden Türme der Münchner Frauenkirche sind. Das ganze hieß "Das Gespensterschiff" - das Schiff bedeutete Zerbes Freundin und München symbolisierte das, was sich von meiner Seite unserer Liebe entgegenstellte.

Es war also auch diesmal eine romantische Liebe. Wir verbrachten unsere Freizeit damit, in Paris Hand in Hand spazieren zu gehen. Fast jeden Abend holte mich Zerbe von der Buchhandlung ab, um mit mir durch den Luxembourg-Park, bevor er geschlossen wurde, zu gehen. Das Fahrrad blieb bei den Ratten und ich benützte es nur zur Mittagszeit. Dann ging ich nach Hause, bis Zerbe um 9 Uhr kam, um mich abzuholen. Wir blieben immer noch eine Zeitlang bei meiner Mutter und unterhielten uns zu dritt. Meistens gingen wir nach Montparnasse, durch die Rue Saint-Jacques, da, wo sie zeitweise so eng ist wie im Mittelalter, am Val-de-Grâce vorbei. Der Komplex des Val-de-Grâce - die Kirche in der Mitte, rechts das Lazarett und links ich weiß nicht

was - alles reinstes siebzehntes Jahrhundert. Die Kuppel des Domes ist älter als die des Dôme des Invalides und gehört meiner Ansicht nach zu den vollendesten Bauwerken von Paris.

In Montparnasse vermieden wir die großen Cafés, um keine Bekannten zu treffen. Da wir uns soviel zu sagen hatten, zogen wir ein Eckchen im "Vikings" vor, in einer der kleinen Nebenstraßen des Boulevard Montparnasse, um dort vor dem unvermeidlichen Gin-Fizz unsere Probleme zu wälzen.

Manchmal nahmen wir aber auch die Métro und fuhren zum rechten Seine-Ufer. Einer unserer Lieblingsspaziergänge führte uns nach Montmartre, bis zur Sacré-Coeur-Kirche, wo wir nicht müde wurden, das in alle erdenklichen Nuancen von Rot gehüllte nächtliche Paris zu betrachten, dieses Paris, das gleichzeitig so ruhig und friedlich und so voll von Leben war. Dann gingen wir über die Place du Tertre. Eines Abends, anstatt die Rue des Martyrs zu nehmen, die sich in so eigenartiger Weise bis zum Boulevard hinunterschlängelt, besuchten wir das Kabarett "Au Lapin Agile", in der Rue des Saules. Dort sang Stello seine "Demoiselles du Pensionnat" und der blonde Vamp im roten Sweater ließ seine typischen Montmartre-Lieder hören; sie hatte noch einen gewissen Charme, obwohl sie kaum jünger war als Stello, der "Patron". Eine andere Blondine begleitete auf der Harfe einen dunkelhaarigen Dicken, der zwar schlecht aber mit viel Überzeugung irgendein altmodisches Lied vortrug. Dieses Ambiente wurde durch einen alten Südländer mit seiner "Vielle", einer Art Gitarre, vervollständigt, sowie durch Lise, eine junge Frau, die immer Lise hieß, ob sie nun blond oder braun war, aus Belleville oder aus den Batignolles. Sie suchte uns durch melancholische und sentimentale Lieder zu bewegen, wie zum Beispiel:

"Großmutter, Großmutter, in deiner Jugend hast du das auch erlebt...".

Für zwei Leute, die sich gern haben, ist der Lapin Agile ein idealer Ort; die sentimentale, etwas frivole, sehr französische Atmosphäre, die wegen des Rauchs von so vielen Zigaretten fast undurchdringliche Dunkelheit, das Aroma des Kirschlikörs, den alle trinken - das alles ist nur für diejenigen reizvoll, die zu zweit und ohne kritischen Sinn zuhören. Für jeden anderen Besucher wäre dieses Kabarett schwer zu ertragen, denn er würde sich plötzlich einsam, verlassen, verloren vorkommen - oder, wenn er sehr kritisch ist, blasiert oder schon zu alt, würde er das Programm lächerlich finden, den Likör mäßig und das Publikum zu gemischt. Es ist klar, daß wir, Zerbe und ich, uns in diesem Rahmen sehr wohl fühlten.

Jeden Dienstag abend trafen wir uns im Café de la Frégate auf dem Quai Voltaire mit Freunden: zwei Malerpaare, Hans Reichel, der einsame Maler, der Journalist Hans Jakob, der am Anfang des Krieges der deutsche Sprecher für Radio Paris, das gegen Hitler Propaganda machte, wurde und der außer-

dem wie ich ein Vossler-Schüler war, die Schauspielerin Sybille Binder, vor Hitler berühmt und beliebt und immer noch schön, der Porträtmaler Eugen Spiro, der mir abendlang von dem München von 1900 erzählte, und einige andere Künstler, Freunde von Künstlern oder auch Kunsthändler.

Ich liebte den Heimweg von solchen Abenden, an den Kais entlang. Einmal, als es regnete, einen dieser sanften Pariser Regen ("Für ein Herz, das sich grämt, oh der Gesang des Regens" wie Verlaine sagt), verließen wir den Kai und gingen die Stufen der Brücke vom Pont des Arts hinunter, um dort unten am Ufer der Seine weiterzugehen, vor Regen und indiskreten Laternen geschützt.

Es ist eigenartig, daß alle Teilnehmer unserer Tafelrunde von damals später in den Vereinigten Staaten lebten, vielleicht mit Ausnahme von mir und Hans Reichel, den ich nach unserem unerwarteten Zusammentreffen im Lager St. Antoine bei Albi, 1940, für eine Weile aus den Augen verlor. Es ist jedenfalls sicher, daß die Nazis, wenn sie sein Atelier im Hôtel des Terrasses durchsucht hätten, ihn als Kulturbolschewisten behandelt hätten, denn die Himmel, die er malte, waren nicht immer blau, seine Bäume nicht immer grün, und die kleinen ausdrucksvollen Fische im Mondschein sowie seine seltsamen Blumen auf dem Grund eines phantastischen Ozeans kümmerten sich absolut nicht um die von Herrn Hitler etablierte Kunsttheorie...

An einem Frühlingssonntag - ich glaube, es war an Pfingsten - trieb uns die Sehnsucht nach grünen Wiesen, Feldblumen und reiner Luft hinaus, nach Meudon, von wo wir schon am Nachmittag zurückkamen, um noch die Sonne auf der Café-Terrasse am Boulevard Montparnasse zu genießen. Gegenüber von "Dôme" und der "Rotonde", das damals noch das alte Café war und nicht das häßliche grüne Dupont, das nachher kam, in einen Sessel gelehnt, fühlte ich mich so glücklich und zufrieden unter dieser sanften Sonne, daß ich fast schnurrte wie eine Katze.

Diese Zeit der Pariser Spaziergänge mit Zerbe, diesen Frühling und Sommer, die uns einander so nah brachten, möchte ich aus meinem Leben nicht missen. Daß sich diese Freundschaft nicht fortsetzte, war meine Schuld und jetzt ist es zu spät, um sich zu fragen, ob das bedauerlich war oder nicht.

Die Synthese jener Monate, die uns ganz gehörten, findet sich auf einem Bild, das Zerbe mir eines schönen Morgens brachte, von ihm selbst gerahmt. Ich mußte ihm versprechen, mich von diesem Bild nie zu trennen, und dieses Versprechen hätte ich ganz bestimmt auch gehalten, aber wer konnte ahnen, daß es sich eines Tages unerreichbar in einem von den Nazis besetzten Haus in Paris befinden würde?

Ich bin immer besonders gern allein in Paris spazierengegangen. Bis zur Ankunft meiner Mutter habe ich meine freien Samstagnachmittage meistens damit verbracht, die verschiedenen Stadtteile zu durchqueren - Montrouge

zum Beispiel, die Gegend des St. Martinstores, oder die Rue de Rivoli, besonders da, wo sie aufhört die große Kokotte zu sein, als die man sie kennt, an den Tuilerien entlang, sondern die gute Mutter des dritten Bezirks, oder auch den Bastille-Platz, wo ich nicht nur an 1789 dachte, sondern auch an die verschiedenen 14. Julis, die wir selbst unter tanzenden Paaren, bei den Karussells und den bunten Lichtern, verbracht haben.

Ich erinnere mich oft an einige besonders sympathische Fleckchen, wie die Rue Visconti, an den strengen Hof der Nationalbibliothek und an den kleinen Garten gegenüber der Bibliothek, an die Place des Victoires, die Gegend des Marais mit der Rue des Francs-Bourgeois und so viele andere Stellen irgendwo in Paris. Die eleganten Viertel liebe ich weniger, denn sie sind ähnlich wie in anderen Städten auch. Am besten kenne ich aber meinen fünften Bezirk, von der Rue Mouffetard, mit ihrem ständigen Markt, ihren jederzeit frischen Pommes frites, ihren schmutzigen, schreienden Kindern und ihrem besonderen Argot, bis zum Quai St. Michel, wo es in dem neuen Garten, der um die Kirche Saint Julien des Pauvres angelegt wurde, (angeblich die älteste Kirche von Paris, gegenüber von Notre Dame) ganz still und ruhig ist. Dann noch meinen dreizehnten Bezirk, den ich sehr gut kenne, ohne aber die Cité-Insel zu vergessen, das Herz von Paris und das Paris meines Herzens.

Später begleitete mich meine Mutter manchmal auf meinen Spaziergängen, das heißt ich führte sie meistens zu den Plätzen, die ich bereits ausgekundschaftet hatte. An einem schönen Sonntag fuhren wir nach Montmartre und ergingen uns in dem kleinen Park am Abhang, der zum Sacré-Coeur führt, inmitten einer lebendigen, malerischen, heiteren Menschenmenge, die aber nicht lärmend war und wo es keinen falschen Ton gab. Im allgemeinen vermied meine Mutter alle Ansammlungen, aber hier gab es keine komplexe Masse, die von irgendeinem äußeren Einfluß geleitet worden wäre, sei es nun etwas Politisches oder sonst was, sondern nur eine Menge von Individuen, von denen jedes das tat, was ihm gefiel und dadurch zur allgemeinen Harmonie beitrug. Ein anderes Mal wollte ich meiner Mutter Montmartre bei Nacht zeigen, diesen für so viele Parisbesucher wesentlichen Anblick, aber das gefiel ihr nicht so gut; sie fand alles künstlich und übertrieben.

Auf die Dauer konnten mich aber die Gänge durch Paris nicht über mein Heimweh nach Bergen und Wiesen hinwegtrösten, das mich jedesmal überfiel, wenn es Sommer wurde.

Im ersten Jahr hatte ich nur zehn Tage Urlaub, da der Rest auf eine kurze Reise nach München verwandt worden war, wo ich meine Mutter besuchte. Diese zehn Tage verbrachte ich an einem kleinen Strand nicht weit von Le Touquet mit Kurt, der aus München gekommen war. Als Sohn eines ehemaligen Marineoffiziers liebte er das Meer leidenschaftlich und fand, ich sollte es auch kennenlernen. Leider, und trotz meines guten Willens, fand ich aber

an diesem kleinen Zipfel des Ärmelkanales gegenüber von Fort-Mahon-Plage - das war unser Ferienort - gar nichts Besonderes, und ich sehnte mich nach den Bergen. Im Jahr darauf hatte ich drei Wochen für mich und diesmal suchte ich systematisch, mit Hilfe von Führern und Reiseprospekten, einen Ort, an dem ich mich wirklich erholen würde. Ich wählte ein kleines Gebirgsdorf in der Haute-Savoie aus: Lathuille. In Annecy traf ich mich mit Kurt, der über die Schweiz kam, und dann fuhren wir gemeinsam mit dem Bus den Annecy-See entlang. Das war wundervoll. Hier gab es alles, was ich mir so gewünscht hatte: die reine, kräftige Luft, Berge, einen blauen See, der an die bayerischen Seen erinnerte, und Wälder. Nach einem Jahr intensiver Tätigkeit kam ich doch ziemlich erschöpft an, aber ich fühlte mich gleich besser und bereit zu langen Spaziergängen sowie zu Ausflügen auf die nahen, grünen Hügel.

Der See war nur zehn Gehminuten von unserem Dorf entfernt und dort badeten wir fast jeden Tag.

Da wir so nah an der Schweiz waren, hatte ich große Lust, dorthin zu fahren, aber ich hätte eine Einreiseerlaubnis gebraucht und das hätte zu lang gedauert. Ich hatte schon darauf verzichtet, aber mein Freund rechnete wie immer auf sein Glück, das ihn auch wirklich bis jetzt nicht verlassen hat, und überzeugte mich. So haben wir tatsächlich einen schönen, sonnigen Tag in Genf verbracht. Ein paar Stunden genügen natürlich nicht, eine solche Stadt kennenzulernen, aber ich bekam doch einen sehr guten Eindruck: ich weiß, das ist eine Stadt, die ich lieben könnte und die ich wiedersehen möchte.

In Annecy, auf der Terrasse eines Cafés in einer der malerischen Gassen des alten Viertels, erfuhren wir von den Nürnberger Gesetzen. Obwohl Kurt sich nie viel um Einschränkungen seines Privatlebens gekümmert hatte, gingen uns diese Gesetze doch sehr viel an: er war "Arier" und ich "Nichtarierin". Was uns aber noch mehr aufregte als die Gesetze selbst, war die Tatsache, daß sie überhaupt erlassen werden konnten und daß sie zweifellos befolgt werden würden. Kurt schämte sich für seine Landsleute, die ja auch die meinen waren, wenn auch schon weniger, denn ich war ja die Angegriffene, das Opfer. Nun mußte zwischen mir und meinem bisherigen Vaterland alles aufhören. Wir sprachen nicht darüber, aber diese Tatsache stand nun doch zwischen uns, so daß es den Nazis trotz unseres guten Verstehens und unserer Gleichgültigkeit gegenüber allem, was von außen kam, gelungen war, uns die letzten gemeinsamen Ferientage zu verderben.

Ich war nun aber doch froh, daß ich nach Paris zurückging und nicht, wie mein Freund, nach München.

In der Buchhandlung erwartete mich sehr viel Arbeit. Das Lehrlingsstadium hatte ich schon lang hinter mir; ich arbeitete nun selbständig. Ich übernahm die gesamte deutsche Korrespondenz mit romanischen Seminaren in

Deutschland und vor allem mit Bibliotheken in der Schweiz - und bald einen großen Teil der englischen. Die Bestellungen meiner Korrespondenten mußte ich erledigen - Neuerscheinungen, antiquarische Bücher, Sprachwissenschaft, Jura, Medizin - alles, was diese Bibliotheken an französischen Büchern brauchten.

Dazu kannten wir noch recht gut die besonderen Interessengebiete jedes Professors, jedes Seminars; sowie über eine ihrer Spezialitäten ein Buch erschienen war, mußte schnell ein kleiner Brief geschrieben werden, um es anzubieten. Diese Art Arbeit wurde von uns allen gemacht; von Mademoiselle Droz selbst, von einer russischen Emigrantin, deren wirklichen Name wir nicht kannten, und von einer jungen Französin mit roten Haaren, Denise. Abgesehen von dieser allgemeinen Arbeit, hatte jede von uns ihr besonderes Tätigkeitsfeld.

Mademoiselle Droz empfing die Professoren, die aus dem Ausland kamen. Für die Amerikaner gab sie sich mehr Mühe als für die simplen Europäer, - nicht deshalb, weil sie die Amerikaner höher schätzte, sondern ausschließlich aus beruflichen Gründen. Die amerikanischen Universitäten hatten große Budgets zum Bücherkauf, während die öffentlichen Bibliotheken fast aller europäischen Länder nach und nach immer mehr eingeschränkt wurden, was die Quantität und sogar die Qualität der bestellten Bücher betraf. Außerdem war unsere Chefin auch die Begründerin und die Herausgeberin - nicht dem Namen nach, aber de facto - einer ausgezeichneten Zeitschrift, die die "Revue du XVIe siècle" von Champion, die am Absterben war, ersetzte: "Humanisme et Renaissance". Sie kümmerte sich sehr um ihre Autoren, meistens zukünftige Doktoren der Universitäten oder des Staates, die ihre Dissertationen bei ihr verlegten.

Jeden Donnerstag nachmittag empfing Egérie die betagten Institutsmitglieder (membres de l'Institut) auf ihrem Rückweg von den Sitzungen des Instituts. Da gab es vor allem ihren Lehrer Alfred Jeanroy, der so alt und gebrechlich schien wie ein entlaubter Baum, der beim nächsten Windstoß fallen würde, aber wahrscheinlich hat er noch die anderen alle überlebt. Ein anderer Stammgast der Buchhandlung war Coville, ein auf das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert spezialisierter Historiker, sehr kultiviert und distinguiert, der mit Mademoiselle Droz gern die Probleme, die er im Lauf seiner Studien antraf, besprach. Auch Antoine Thomas, der berühmte Sprachwissenschaftler, einer der besten Kenner des mittelalterlichen Französischen, besuchte sie ab und zu, ebenso wie Ferdinand Brunot. Dieser war zwar unbestritten der größte Grammatiker und Historiker der französischen Sprache, aber es war ihm nicht gelungen, Mitglied der Französischen Akademie zu werden. Dafür rächte er sich auf eine sehr amüsante und dabei seriöse Weise: er brachte bei Droz seine "Bemerkungen über die Grammatik der Französichen Akademie"